

Das Wiener Volksfängertum in alter und neuer Zeit

Nacherzähltes und Selbsterlebtes

Mit Biographien, Episoden, Liedern, zahlreichen Abbildungen
und Porträts nach zeitgenössischen Bildern
aus dem Volksfängerleben

Von

Josef Koller



Buch- und Kunstverlag Gerlach & Wiedling
Wien, I., Elisabethstraße 15

**Ein Teil des Reinerträgnisses fließt dem humanitären Verein
„Zwölferbund der Wiener Volksfänger“
zur Unterstützung alter, berufsunfähiger
und kranker Volksfänger zu**

Copyright 1931 by Gerlach & Wiedling, Wien,
I., Elisabethstraße 13

Printed in Austria

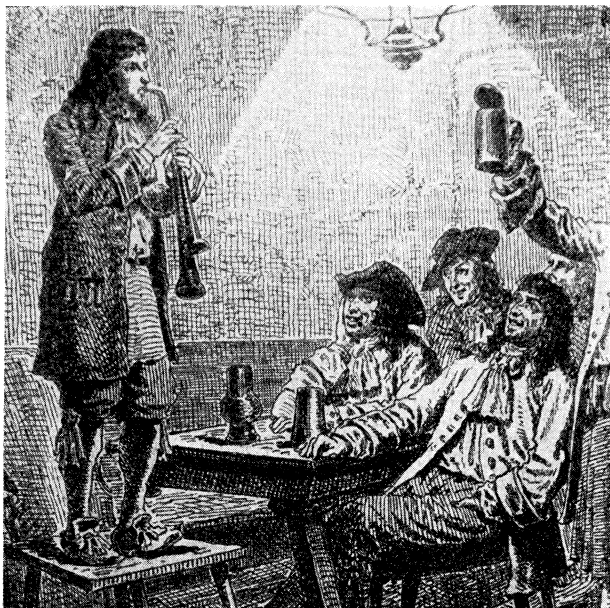


Abb. 1
 Matz Augustin, geb. 1643, gest. 10. Oktober 1705

Bänkelsänger und Harfenisten

So hießen die Vorgänger des heutigen Volksfängertums. Zum Verständnis der Entwicklung dieses Standes ist es daher nötig, mit der Schilderung einiger markanter Gestalten aus der Vorzeit zu beginnen. Die Bewohner des siebenten Wiener Gemeindebezirkes dürfen sich berühmen, eines der eigenartigsten Denkmäler zu besitzen. Als krönender Schmuck eines Brunnens am alten „Holzplatzel“ prangt auf hohem Sockel die Figur des fideleu Sackpfeifers Augustin, des vielbesungenen Wiener Bohemien aus grauer Vorzeit. Die Idee, diesem alkoholfeligen Minstrel die Bewachung eines nur Wasser spendenden Brunnens anzuvertrauen, entbehrt nicht eines parodistischen Einschlages — und kritisch besehen, müßte man auch das bescheidene Ausmaß der Basis, auf die der Schöpfer des Denkmals seinen lustigen Helden stellte, beanstanden. Der lied- und weinberauschte Bänkelsänger zählte im Leben zu jenen schwankenden Gestalten, die Raum benötigen.

Phantasiereiche Lokalkhistoriker haben in Augustin zu allen Zeiten eine willkommene Figur erblickt, über die sie frohgemut ein romantisches Mäntelchen warfen. Auch eine Biographie des Sackpfeifers wurde — konstruiert. In unzähligen Nachschlagewerken liest man: „Matz Augustin, der erste Volksfänger Wiens, erblickte als Sohn eines Bierwirts im Jahre 1643 das Licht der Welt, erheiterte in der Folge durch seine drolligen Gefänge die Gäste

der Wiener Schenken und verlor auch in den Tagen der schrecklichen Pest seinen Humor nicht. Am 10. Oktober 1705 ereilte ihn der Tod. Augustin starb im Eßlerischen Hause auf der Landstraße und wurde auf dem Nikolai-Gottesacker begraben.“ Die neuesten Forschungen, insbesondere die Ausführungen Dr. Josef Schwerdfegers haben die Lügenmärchen zerstört und Klarheit geschaffen. Der Geschichtsschreiber P. Fuhrmann, der Augustin ein kleines Kapitel widmet, wird oft zitiert, wiewohl er eigentlich nur Stellen aus dem 1694 in Wien erschienenen Buche „Wunderbahrer Adlers-Schwung“ des semesterreichen Kandidaten Johann Konstantin Feigius wiedergab. Dieser berichtet zunächst über die Pest und schreibt dann: „Die ganze Stadt war mit Todten vnnnd Kranken Leuten angefüllet, ja sogar dasz man nicht Leuth genug haben kunte, die Todten vnter die Erden zu bringen, vnnnd daher es bisweilen geschahe, dasz die mit dem Tode allbereit Ringende, auff die Wägen vnter die Todten geleget, vnnnd mit einander in die hierzu gemachte Gruben geworffen worde, als wie einem Nahmens Augustin, der ein Sackpfeiffer gewesen, welcher zwischen der Kays. Burg vnnnd St. Ulrich auf selbigem Weg wegen eines starken Rausches gelegen, vnnnd geschlaffen hat, begegnet ist, denn dieser Mensch ist von denen Siechknechten ohne einiges Vermerken auf den Wagen, in Ansehung, dasz Er die böse Krankheit hätte, vnnnd in Todts-Jügen allbereit begriffen, geladen, nebenst anderen Todten weggeführt, vnnnd in eine Gruben geworffen worden, weilen man aber die Cörper nicht eher mit Erden verschüttet, bisz eine Reihe derselben nach der Länge vnnnd Breitten völlig vollgewesen, als ist besagter Mensch, nachdem Er die ganze Nacht vnter den Todten ohne Aufhören geschlaffen, erwacht, nicht wissend wie ihm geschehen, oder wie er möge dahin kommen seyn, hat auß der Gruben hervorsteigen wollen, solches aber wegen der Tieffen nicht zuweg bringen können, weszwegen Er dann auf den Todten so lang herum gestiegen, vnnnd überall sehr geflucht, gescholten vnnnd gesagt hat: wer Teufel ihn dahin mußte gebracht haben, bisz endlich mit anbrechendem Sonnenschein die Siechknechte mit todten Leuten sich eingefunden, vnnnd ihm herausz geholffen haben. So hat ihm dieses Nacht-Lager auch nicht das wenigste geschadet.“

Diese Episode aus Augustins Leben ist allbekannt und bedarf keines Kommentars. Über die weiteren Schicksale dieses Kumpans schweigen sich alle Quellen aus. Natürlich wissen uns Lokahistoriker zu erzählen, dasz Augustin als fahrender Sänger ein abenteuerliches Leben führte und überall, wo er erschien, mit hellem Jubel begrüßt wurde, namentlich in seinen Stammschenken, wie im „Schöff“ in Mariahilf, beim „Rothen Hahn“ auf der Landstraße, im „Guldenen Kapaunen“ auf der Wieden, bei den „Drei Hasen“ in der Kärntnerstraße u. a. Die Todesdaten Augustins wurden aus dem „Wiener Diarium“ geschöpft, richtiger gesagt, man wählte aus der Liste der Verstorbenen einen mit Namen Augustin aus und bildete sich ein, den Echten gefunden zu haben. Schwerdfeger, der sich in seinem Buche „Vienna Gloriosa“ eingehend mit der „Augustin-Legende“ befaßt, verdammt diesen Vorgang und findet alle Erwägungen und Folgerungen unwahrscheinlich.

Von großem Interesse sind die Ausführungen Wilhelm Tapperts über das Augustin-Thema. Der gewissenhafte Musikgelehrte berichtet: „Die Wahrheit über den Sackpfeifer kam bis zur Stunde noch nicht an den Tag. Ein Wiener Lokalschriftsteller suchte zu beweisen, der liebe Augustin habe existiert, sei ein Wiener Kind und lustiger Vogel gewesen. Augustin Marx

hieß er, geboren 1643. Im Pestjahre 1679 hatte der allzeit durstige Musikant wieder einmal zu viel getrunken, er fiel in eine Pestgrube und in dieser Situation entstand das Lied: „O du lieber Augustin!“ Der Dichterkomponist sang und spielte seine Weise, wurde gehört, gerettet, lebte noch ein Vierteljahrhundert und starb 1705. Der Verfasser dieser oft kolportierten Geschichte hat mir offenherzig gestanden, sie erfunden zu haben.“

Es ist sicherlich sehr bedauernswert, daß sich von dem fideleu Sackpfeifer nur eine Weise erhalten hat und daß die anderen Gesänge — die fälschlich als Augustinlieder ausgegebenen Bänkel sind mit größter Vorsicht aufzunehmen — die Zeit verwehte. Der Originaltext des Augustinliedes lautet:

Ei du lieber Augustin,
 's Geld is hin, 's Mensch is hin,
 ei du lieber Augustin,
 alles is hin.
 Wollt noch vom Geld nir sag'n,
 hätt' ich nur 's Mensch beim Krag'n,
 ei du lieber Augustin,
 alles is hin.

O du lieber Augustin,
 alles is weg.
 Rod is weg, Stod is weg,
 Augustin liegt im Dr—
 O du lieber Augustin,
 alles is weg.

Melodie und Text des Augustinliedes lassen keine Zweifel über seine örtliche Abstammung offen. Ja, so „sang man in der Stadt, wo Augustin geboren!“, und wenn ein Musikgelehrter nachzuweisen versucht, daß die allbekannte Weise eigentlich ein „böhmisches Volkslied“ sei, dann erinnern wir uns der Tatsache, daß Amerionen von Volksliedern stets „lautlos“ vor sich gehen und es nach Jahren schwerfällt, die richtige Spur zu entdecken. Als Kuriosum verdient noch bemerkt zu werden, daß die Weise des Augustinliedes in Notendruck erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts auftaucht.

Die Wiener Lokalgescichte erzählt noch von einem Tanzgeiger und Eiedersänger namens Georg Staben, der Augustin auch im Alkoholgenuß starke Konkurrenz bereitet haben soll. Er fiel im berauschten Zustande vor dem alten Stubentor in eine Senkgrube, wo er erstickte. Auch dieser liederliche Straßen- und Wirtshausfänger wurde biographisch verewigt, doch lohnt es sich nicht der Mühe, diesen Ausgeburten der Phantasie kritisch näherzurücken.

Mit Augustin und Staben, den alkoholergebenen Eiedersängern, verschwinden die „Prominenten“ des Bänkelgesangs. Kein Lied, kein Heldenbuch vermeldet von originellen Gesellen, die durch ihre Gesänge das Volk aufhören machten. Erst im mariatherefsianischen Zeitalter erfahren wir von Hackbrettschlägern und Sängern, die zur Harfe sangen. Die Sackpfeife ist in die historische Rumpelkammer gewandert, als Begleitinstrument war sie nie in Frage gekommen, wenngleich uns besonders phantasiereiche Chronisten erzählen, daß Augustin zur Sackpfeife sang. (!) Auf Jahrmärkten und im Rahmen wienerischer Volksfeste tauchen „Moritatenfänger und -fängerinnen“ auf, die schauerliche Begebenheiten aus der Lokalkronik in Sang und Bild festhalten. Daneben treiben sich Stegreifhelden um, die in „Gstanzelform“ die unflätigsten Verse loslassen. Auch der Zauber des Kostüms rückt in den

Vordergrund. Harfenisten schleppen außer dem „Lamentiergattern“ noch den Buckelforb mit, in dem sie effektvolle Fetzen aus irgendeiner Trödelbude verborgen halten. Ferdinand Sturm, ein famoser Zimbelschläger, Josef Trimmer, der Italiener Monochetti, Ranunzio di Biscroma, dessen Spiel selbst die Bewunderung Mozarts fand, und namentlich Philipp Harfellner, der sogar einmal zu einem Hofkonzert geladen wurde, dürfen als Sterne der „fahrenden Sänger“ genannt werden. In einem Zeitalter, da das Zeitungswesen noch in Windeln lag, darf die Mission dieser Volksbeglucker vom kulturellen Standpunkte aus nicht unterschätzt werden. Poesie und Prosa vermittelte dem Mann aus dem Volke ausschließlich nur der Bänkelsänger.

Außer den verschiedenen Schenken und „Beiseln“, wo die Harfenisten ihre Quartiere aufschlugen, wurden auch die vielen Höfe Alt-Wiens als Schauplatz der Produktionen gewählt. Durchhäuser genossen besondere Beliebtheit. In der schönen Jahreszeit scharten sich oft unzählige Bewunderer um die musizierenden „Künstler“. Bei schlechtem Wetter oder im Winter, wenn die „Delphine“ ausblieben und die Musikbegeisterten von den Hoffenstern der Stockwerke zuhörten und ihren Obolos in Papier gewickelt zuwarfen, gab es schlimme Zeiten. Oft, wenn die Harfenisten Kasse machten, entdeckten sie zu ihrem Ärger in den Papierln Hosen- und Bleiknöpfe.

Nach den unseligen Tagen der Franzoseninvasion schossen die Harfenisten und Bänkelsänger wie Pilze aus der Erde. Ihr Vortragsprogramm schrie zum Himmel. Die Zote dominierte. Meist waren es anrühige Gesellen, die nicht selten die Gäste der Wirtshäuser, in denen sie sich produzierten, in rüdester Form anfügten. Ferdinand Raimund hat uns in seiner „Gefesselten Phantasie“ in dem „Nachtigall“ das meisterhaft gezeichnete Bild eines vormärzlichen Harfenisten geschenkt. Behördlicherseits war das öffentliche Musizieren überhaupt nicht gestattet. Die untergeordneten Organe aber drückten meist ein Auge zu und ließen das Musikantenvolk gewähren. Trieb es einer zu bunt, dann wurde er wegen Vagabundage bestraft. Stand der Betreffende im jugendlichen Alter, wurde er kurzweg in das „weiße Röckel“ gesteckt und lernte militärischen Geist kennen. Um der verruchten „Beiselsängerei“, die von allen Wien besuchenden Fremden scharf gerügt wurde, ein Ende zu bereiten, gab die Behörde an musikalisch gut beleumundete Personen „Erlaubnisscheine“ aus. Der neue Vorgang führte zu einer vorübergehenden Besserung. Das Niveau der Vorträge hob sich. Das Publikum bekam zotenfreie Lieder zu hören, ernste Gesänge, meist „Schmachtfetzen“ wie „Horch, was rauscht an der Kirchhofmauer?“ oder „Wilhelmine am Grabe“ und andere Romanzen fanden Beifall und auch Gesänge aus bekannten Theaterstücken interessierten.

Ein populärer Volksbarde tritt uns in der Gestalt des ehemaligen Beamten Leopold von Komlosi entgegen, der sich in der Tracht eines ungarischen Heubauers zeigte. Sein Leiblied „Herdegatta blaue Hosen“ rief stets Jubel hervor. Komlosis Gesänge waren zwar derb und urwüchsig, aber nie gemein. Auch der blinde Leopold Burger und der „Rottkopfsjodler“ Jonas besaßen ihre stattliche Zuhörergemeinde.

Jonas verband sich 1810 mit dem drolligen Stöckel, dessen Komik an Hasenhut erinnerte. Ein Harfenist oder eine Harfenistin kam für die Begleitung auf. Das kleine Ensemble führte in den beliebten Vorstadtgasthäusern in grellen Kostümen kleine Szenen auf, die ebenso wie die Lieder stürmisch beklatscht wurden. Mit dem Absammeln floß Geld in die Kasse,



„Eine Harfenistenvorstellung um das Jahr 1830“

Nach einer Lithographie von Lanzedelli

Original im Historischen Museum der Stadt Wien

zumal die beiden Matadore in phantastischen Charaktermasken, das Gesicht bis zur Unkenntlichkeit beklebt, von Tisch zu Tisch zogen. Jonas, der an allen Fingern, sogar am Daumen, Brillantringe trug, imponierte besonders. Da regnete es nur „Silberzwanziger“ und der Barde lachte sich vergnügt ins Gäßchen. Von Stöckel stammt der Ausdruck: „Ein ordentlicher Komiker muß sich ankleren, sonst kann man net lachen über eahm“. Er verstand mit seinen Einnahmen hauszuhalten und hinterließ den Seinen ein nicht unbeträchtliches Vermögen, während sein Kunstgenosse Jonas praßte und 1843 in der Vorstadt Erdberg — total erblindet — als Bettler starb.

Die Erfolge, die Jonas und Stöckel erzielten, munterten viele Harfenisten auf, den beiden nachzueifern. Einnbrunner, Scharinger, Kwapil, Herzog, Frholz und viele andere fanden zwar ihre Schätze, doch zeigte ihr Repertoire keine hervorstechende Note: dürftige Literatur mit starkem Lokaleinschlag, musikalische Minderwertigkeit.

Die Polizeichronik verzeichnet einmal folgenden Fall: Die Harfenisten Gerlach und Eberl (letzterer der Schwiegervater des späteren Singspiellhallen-Direktors Fürst), die im Garten zur „Kugel“ gegenüber dem Café Hornik am Mariahilfergürtel spielten, hatten den absurden Einfall, als „Tod und Teufel“ verkleidet aufzutreten. Eines Abends, als der Besuch noch schwach war, zogen diese Leute in Kostümierung und verschminktem Gesicht, voran einen als Bajazzo verkleideten Trommler, durch die Sechshäuserstraße, um das nachlaufende und johlende Publikum auf dem Rückwege zu ihrer Soiree hineinzulocken. — Die lärmende Reklame war nicht nach dem Geschmack der hohen Obrigkeit. „Tod und Teufel“ sowie Bajazzo wurden arretiert und auf das Polizeikommissariat gebracht. Der Strafvollzug wurde promptest erledigt. Eine lange Bank ward in das Amtszimmer gestellt und die übermütigen Volksbarden wurden eingeladen, „auf dem Bauche liegend“ Platz zu nehmen. An jeden kam die Reihe. Tod und Teufel und Bajazzo erhielten ihre tüchtigen Prügel und verließen dann seufzend und wehklagend den Amtsraum. Auch andere Ausschreitungen, wie zum Beispiel das Singen von Liedern politischen Inhalts, selbst die Verulkungen des typischen „Grundwächters“ wurden auf dieselbe Weise geahndet. Daß diese punzierten Späzmacher es oft zu bunt trieben und ihr Humor über die Stränge schlug, ist begreiflich. Die Zeiten waren günstig, das Geld floß in Strömen und die Volksbarden hatten keinen Grund, ihrer Frohlaune Fesseln anzulegen.

Noch eines Originals unter den Harfenisten soll gedacht werden, des alten Weiffenhammer, der diese Kunst eigentlich nur aus Liebhaberei betrieb.



Abb. 2

Die letzte Harfenistin, Magdalena Hegenauer, geb. 1807, gest. 1889

Er war Besitzer des sogenannten „Pemstelmacherhauses“ in Margareten, das später durch die „Tanzerl-Leni“ zu Ansehen kam. Weissenhammer gab mit einer kleinen Gesellschaft Soireen, in welchen die „Ritterstück“ eine große Rolle spielten. „Der Graf von Gleichen“ oder „Peter Szapary, der Held in Sklavenketten“ hießen die dramatischen Sensationen. Die Darsteller traten in den herrlichsten Gewändern auf; der Direktor ließ sich nicht spotten und konnte sich diesen Spaß erlauben. Als „Balduin von Eichenhorst“ ritt er einmal auf einem dem benachbarten „Milimann“ entlehnten Schimmel — just an einem Sonntag — durch die Straßen der Stadt, hinaus in ein Gasthaus Erchenfelds. Hinter ihm die johlende Menge. Es kam zu Ausschreitungen und der „Ritter“ mußte schleunigst das Weite suchen.

Gleich Weissenhammer betrieb auch die „Tanzerl-Leni“, eine der hervorragendsten Dudlerinnen Wiens, ihr Metier nur zum Vergnügen. Die flotte Leni, deren erster Mann Tanzerl hieß, heiratete nach dessen Tode den Fabrikanten Carl Frei, mit dem sie bis zu ihrem Ende (Silvesternacht 1870) in glücklichster Ehe lebte.

Da die verschiedenen Amateure der Volkskunst ihre Gesänge und Szenen skrupellos auswählten und zu den Produktionen sich oft ein recht sonderbares Publikum einfand, griff die Behörde energisch ein. Es war hoch an der Zeit, denn in manchen Lokalen feierte die Venus vulgivaga allabendlich die stärksten Orgien. Zu den Verkünderinnen der lockersten Lebensanschauung zählte die fefche „Riemer-Nani“, die im Beisel des Peter Koch am Spittelberg ihr Publikum begeisterte. Die mimischen Zutaten zu ihrem Lieblied „Schnapp auf und schnapp nieder!“ waren das Stärkste, das je geboten wurde. Auf dem Gebiete der Coehommerien leistete auch die „Juden-Liesel“ als „dudelnde Phryne“ ihr Stärkstes. Wenn sie beim „Mondschein“ in Maßleinsdorf auftrat, jubelten ihr die Lebemänner zu. Es war ein löbliches Beginnen der Behörde, diesen Schädlingen der Volkskunst den Boden zu entziehen und das Auftrittsverbot durchzusetzen. Nunmehr wurden für Sängerinnen geschriebene Lizenzen ausgegeben. Konnte die „Pablatschen-Primadonna“ einen solchen Schein nicht vorweisen, wurde sie arretiert oder abgeschoben. Der damals schon als Bester seines Standes anerkannte J. B. Moser ward von der Polizei als Experte herangezogen, Erlaubnisscheine erhielten nur Leute von tadellosem Ruf. Auch ging man daran, das Harfenistentum von Grund aus zu regeln, ein Vorhaben, dessen Verwirklichung freilich noch geraume Zeit benötigte. Die erste Lizenz erhielt eine kreuzbrave Frau, die Gattin des ältesten und bekanntesten Volksängers Karl Deckmeier (geboren 1808), der schon 1826 auftrat und dessen Konzession zur Führung einer Gesellschaft die erste in Wien war. Nach Deckmeiers Tode (1876) wurde diese auf seinen Sohn Franz übertragen. Frau Deckmeier, eine hübsche Erscheinung, entzückte durch den geschmackvollen Vortrag ihrer Jodlerweisen; besonderen Beifall fand das Erzherzog Johann-Lied mit der angehängten „Natur-Koloratur“.

Die „Deckmeier“ schenkte ihrem Manne während einer sehr glücklichen Ehe nicht weniger als 22 Kinder, die sie alle pflegte und erzog. Dabei stand sie fast ununterbrochen auf dem Brettl. Das jüngste Kind wurde ihr immer in die Garderobe nachgetragen, wo sie es in den Pausen säugte. Deckmeier selbst, ein gelernter Zimmermaler, ging am Tage seiner Profession nach und sang abends bis Mitternacht. Es mußte Geld ins Haus. Der Haushalt für 24 Personen verschlang ein Vermögen. Die Wohnung Deckmeiers glich einer Kaserne.

Vergegenwärtigt man sich noch die nicht immer melodische Symphonie, die an zwei Dutzend Kinder bestritten, dann gelangt man zu dem Schlusse, daß das wackere Ehepaar Deckmeier Nerven aus Eisen besessen haben mußte.

Deckmeiers Ähnlichkeit mit Johann Nestroy, den er auch glänzend kopierte, war stadtbekannt. Oft erschien der Wiener Aristophanes in den Soireen Deckmeiers und zeichnete ihn durch herzlichen Beifall aus. Besonderen Gefallen fand er an dem Vortrag des Kometen-Couplets aus „Lumpazivagabundus“ mit dem Refrain „Die Welt steht auf kein' Fall mehr lang, lang, lang, lang, lang, lang“. Nestroy belachte die gelungene Kopie und schenkte seinem Imitator einmal eine „Stuhel-Perücke“, die er selbst getragen. Diese Reliquie wird heute noch in der Familie des verstorbenen Volksängers in hohen Ehren gehalten. Deckmeier wirkte auch eine Zeitlang in der Gesellschaft Jonas-Moser. Daß er sich selbst „Nestroy des Brettl's“ nannte, nahm man dem beliebten Manne nicht übel. Dieser stets nach Höherem strebende Barde wäre auch für sein Leben gern „Dichter“ geworden, aber alle Versuche schlugen fehl. Sein Ehrgeiz wurde in anderer Weise befriedigt. Er avancierte zum „Günstling der Großen“. Deckmeiers Wirkungsstätte waren die Landstraße (3. Bezirk) und der Rennweg. Die große Artilleriekaserne stellte das Hauptkontingent der Besucher Deckmeierischer Soireen. Es dürfte nur wenige Marsföhne gegeben haben, die ihn nicht persönlich kannten. Er, der für die gesamte Artillerie das tägliche (Kommis-) Brot war, hing mit allen Kasern seines Lebens an den schmucken Soldaten. Kein Wunder, daß Deckmeier den Beinamen „Artillerie-Harfenist“ erhielt. Böse Tage kamen für ihn, als das geliebte Regiment nach Mainz versetzt wurde. Die Sehnsucht nach den Lieblingen im bunten Rock wurde so intensiv, daß Deckmeier „seinem“ Regiment nachreiste. Rührend gestaltete sich das Wiedersehen in Mainz. Bei einer Inspizierung der Bundestruppen wurde der Wiener Volksänger von einem Fürsten angesprochen. Diese kleine Sensation verbreitete sich mit Blitzesschnelle nach Wien. Natürlich schmückte die Gama das historische Ereignis gehörig aus. „Deckmeier war der Held des Tages“ — so hieß es: „Man sah ihn Arm in Arm mit dem König von Bayern — es könnte auch der König von Sachsen oder der Großherzog von Mecklenburg gewesen sein — auf den Bastionen der Bundesfestung promenierend.“ Friedrich Schlögl, dem wir diese Mitteilungen über Deckmeier verdanken, nimmt den Wiener Barden in Schutz und erklärt, daß die Vorwürfe, die man gegen Deckmeier erhob — man schrieb die Mißgriffe des Bundestages auf sein Konto (!) —, ungerechtfertigt waren.



Abb. 3

Frau Deckmeier, geb. 1817, gest. 1888